

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1928**

9 (11.1.1928) Die Mußestunde

# Die Klußbestunde

## Zur Unterhaltung und Belehrung

2. Woche 48. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 11. Januar 1928

Widerstand an Linné's Autorität, namentlich an dem Satze, daß alle Tier- und Pflanzenarten von Anbeginn der Erde genau dieselben gewesen seien wie heute noch. Darwin hingegen lehrte die Entstehung des Säugetiers aus dem Niedrigeren, die Entwicklung „vom Urtier zum Menschen“.

Die wissenschaftliche Bedeutung Linné's liegt weniger in großen Neuentdeckungen, als vielmehr in dem gewaltigen Umfange seines genialen Geistes, der alle Gebiete der damaligen Naturwissenschaft beherrschte und systematisch geordnet und darstellte hat. Er war der Verkörper, der den damaligen Augiasstall der Wissenschaft gründlich auskehrte und so ein sicheres Fundament schuf, auf dem allein ein Fortschreiten des Wissens möglich sein konnte. Mögen auch die meisten seiner Anschauungen längst gefallen sein, seine zusammenfassende Arbeit ist es, die heute noch unentbehrlich ist, und es ist nur ein billiger sozialistischer Grundsatze, den Mann zu achten, auf dessen Schülern man zur Höhe gelangt ist.

Um dem Nichtbiologen die Bedeutung Linné's zu veranschaulichen, führen wir Kant an, dessen Bedeutung in der Philosophie der Wissenschaften in der Naturwissenschaft ungefähr entspricht. Beide waren umfassende Beherrscher der vergangenen Wissenschaft und daher große Systembildner. Das von beiden geschaffene neue Fundament verleierte den einen wie den andern zu Irrtümern, aber auf ihren Schultern ruht die Naturwissenschaft, die das Unrecht vom Erben zu scheiden hat und das Letztere dankbar aufgreift und fortentwickelt.

C. F. Sch.

### Literatur

Die Welt in Romanen, eine Auswahl, herausgegeben von Victor Polzer. Verlag Julius Neumann, Wien. 1927. Drei Bände, jeder Band in Ganzleinen M. 5.30 (S. 9.). — Unter den vielen, vielen Büchern, die alljährlich für die Jugend herauskommen, ist die „Welt in Romanen“ das erste, das neue und beweisungswürdige Wege geht. Nichts älteres, zählungsreiches oder abenteuerliches Geschickchen vereinigen die schönen Bände, deren jeder in sich abgeschlossen ist, Meisterwerke der modernen Dichtung aller Nationen. Die Auswahl ist getroffen, daß jede einzelne Novelle unbedingt der Jugend in die Hand gegeben werden kann; doch werden auch die Erwachsenen ihre Freude haben an dem Bekanntwerden mit mancher fernerliegenden Literatur und ihren sonst nicht leicht zugänglichen Vertretern, etwa vom Naturalismus bis zur unmittelbaren Gegenwart. — Nachdem die ersten zwei Bände die germanischen und skandinavischen Völker Europas und Frankreich beschäftigt hatten, umfaßt der eben erschienene dritte Band gemäß seinem Untertitel „Von Holland zum Baltan“ die restlichen europäischen Völker. Die ebenso geschmackvolle wie sorgfältige Auswahl führt vom Holländer Rutland zum Flamen Zimmermann und den französischen Belgiern Materland und Rodenbach. Italien ist durch Namen von Gensiole, Pannalio und Pirandello vertreten. Spanien zeigt unter anderem seinen neuen Stern Unamuno, Portugal seinen berühmtesten Romanisten Euzébio Coelho, Irland seinen Keltensprachforscher W. D. Yeats. Es folgen von den slavischen Literaturen eine ausgezeichnete Novelle R. M. Capet-Goods, eine rumänische Slavische und eine höchst befriedigende aus dem Serbo-Kroatischen. In einer prächtigen Erzählung des Kroatenschen Karavajlas flingt dieses wuchtigste europäische Werk an. Das Nachwort des Herausgebers Victor Polzer unterrichtet in lebendiger und einprägsamer Darstellung über die Dichter des Auswahlsbandes und die Literatur ihrer Länder. Leichtere und gedankenschwerere Novellen folgen einander in wohlgeordneter Abwechslung und die Absicht des Werkes, ein Bild der Welt und der Weltliteratur zu geben, scheint glänzend verwirklicht. Noch eine andere Idee aber liegt der „Welt in Romanen“ zu Grunde: Sie will die Jugend zur Literatur zum Geiste in seinen besten Formen emporenheben. An Hand von Dichtern wie Thomas Mann, Lieber, Kipling, Yeats und Zimmermann wird ihr dies sicherlich gelingen.

Anna Wehndorn: „Der Stern Kreuzfahr“. Roman. Verlag Deutscher Gemeinwesen, Berlin SW. 68, Alte Jakobstraße 156. — Ein höchst eigenartiges und außerordentliches Werk, das vom Leben vieler sonderbarer Menschen auf dieser Erde und nach dem Tode handelt. Ein Kumpen summiert zweifellos Egaraters, der sein Vermögen nicht auf einwachen fette Art zusammenbrachte, hat in seinem Hause nach dem Tode eine kleine Gruppe von Männern, Frauen und Kindern als Mieter um sich versammelt, die alle zu ihm und seinem Töchterchen El in irgendeinem Verhältnis stehen. Edel und Unehle, Heruntergekommene, Zweifelhafte und Verdrehter, Bettler und Tiere führen ihr gemeinsumwobenes Leben unter seinem Dache, aber der Stille und Heilige von allen ist Florian, ein zerlumpte Waisenknecht, der die Liebe zum Tode seines ganzen Zeitlebens mit sich führt und doch noch wissend, und all nach der Ermordung des Vaters in treuer Zuneigung durch ein abenteuerliches Dasein begleitet. Als der Tod alle diese menschlichen Gestalten ereilt hat, die wie eine Schaar von Tieren über die Erde wandern, beginnt eine zweite, phantastische Welt jenseits des Grabes, aus dem sich ihre Schatten zur langen Abreise erheben. Unter der Führung der Dichtern, die uns das Leben und die Überweltliche in plastischer Zeichnung erschaffen haben, wird der dichte Vorhang, den das fürchterliche Sterben über das Leben nach dem Tode dreht, mit poetischer Seherkraft gelüftet. Der besondere Wert dieses phantastischen Romans beruht auf der unerhörten Phantasie und einer ihr durchaus entsprechenden Gestaltungskraft und Wortkraft. Erinnert sich die Lebendigkeit der vielen abenteuerlichen Gestalten, die sich zu einem außerordentlich bunten Gemälde zusammenfügen und auch im Jenseits auf dem Weg zum Licht durch die himmlische Landschaft der höchsten Seligkeit ergehen. Abgesehen vom literarischen Wert aber verbindet das Buch hohe ethische Grundzüge: Florian, der eigentliche Held des Romans, ist der unendlich Gütliche, der völlig Selbstlose, er ist die Liebe und darum ist er das Licht. Auf der Erde und im Jenseits trägt er durch die Kraft seines Beispiels alle irdischen Willigen zu himmlischen Höhen empor.

Stundbuch 1928, Kalender des Bürgerbundes. Verlagsanstalt Eckener u. Co. G.m.b.H., Leipzig. Kartontafel 1,25 M., gebunden 1,50 M. Der bekannte Volkskalender des Bürgerbundes hat nunmehr für 1928 auch den Inhalt in seinen 21. Jahrgang, besteht im 11. Jahrgang, hat sich bereits an blühenden Ackerbauern und im neuen Gewande vor. Aus dem Inhalt führen wir kurz an: Unter Kunst: Die Daurast der Zeit; Leben mit der Natur; Tiere und Menschen, Zurechtfindung nach den Sternen; Der Wochenplan; Erziehung; Selbstverleumdung; Der geborene Erzähler; Säußliches Leben; Die Familie, häusliche Kultur; Schindelfabrik; Die Sprache des Blutes; Verantwungen; Hefen, Rindfleisch, Schach, Tanz;

Seitliches Leben: Das Lebensalter in West und Ost, Bemerkungen des Fortschritts, Die moderne Frauenbewegung, Die Welt der Völker, allgemeine Jugendüberlegen, Populäre Kultur und Länder: China und England; Wandertage: Lebenslust und Lebenslust, Gesundheits- und Charakter, Fruchtig schöner Bergamant, dazu eine ganze Abteilung Albrecht Düter zu dessen 400. Todestag, eine reiche Bibliothek Beiträge über die Jubilare des 1928er Jahres: Schubert, Listol, Germani Grimm. Das ganze Wäldchen ist durchsetzt von geistvollen Aphorismen, von Witzen, u. Satzen und Sprüchen Hans Sachs, Besonders anerkannt sei die reiche und glückliche Behinderung (darunter 5 farbige Beilagen) des Kalenders, die zum hauptsächlichsten Teil von Emil Grüll, bekanntlich einem der führenden gegenwärtigen Grafiker, bestritten ist, dann aber natürlich von Meister Albrecht Düter. Auch der gewöhnliche Umfang von 192 Seiten ist hervorzuheben.

### Kätzlecke

Silbentz-Kätzle	
1-2	= Gartenbestandteil,
1-3	= weiblicher Rufname,
2-4	= Hausgerät,
3-4	= Gartenbestandteil,
3-2	= Vogel

### Bier-Kätzle

Die Wörter: Sonnabend, Schneider, Stuttgart, Lebkuchen, Lacktaube, Edelweiß, Eberesche, Abenteuer und Oberbake sind so in ein Biered von 9x9 Feldern unterzubringen, da die zentrale Mittelstrecke ein neues Wort eines im Winter reich beginnenden Frühling wahrnehmbaren Zustands in der Natur, mit dem Anfangsbuchstaben „T“, nennt.

### Kätzelaufstellungen

Widerrätzle: Der Glaube ist nicht Anfang, sondern Ende alles Wissens.  
Buchstaben-Ergänzungsätzle: Saal, Reule, Salbe, Salm, Gier, Lenz, Schwabe. = Kätzle!  
Wichtige Lösungen jandten ein: Georg Menges, Karlsruhe; Frau Anna Aniel, Karlsruhe-Mühlburg.

### Lehrer-Anekdoten

Der Herr Schultze war mit der Befichtigung der Dorfschule im allgemeinen zufrieden, bloß hatte er auszuweisen, daß der Lehrer nicht einfach genug fragte. Er gab also selber eine Lehrprobe, um zu zeigen, wie es zu machen sei.  
Hebers Jahr kam der Schulgewaltige wieder, gespannt darauf, ob er jetzt einfache Fragen zu hören bekommen werde. Er kannte nicht schlecht, als der Lehrer zu fragen begann: „Allo Kinder, wer hätte, als Petrus den Herrn Jesus verleugnet?“

Friedrich II. inspizierte eine Dorfschule. Der Lehrer nahm von der Anwesenheit des Königs in seiner Reife Notiz und antwortete, als er betrost von Friedrich II. unangenehm zur Rede gestellt wurde: „Majestät, wenn ich diese göttliche Bengel merken ließe, daß es jemand in der Welt gäbe, der mehr zu befehlen hat als ich, dann würde ich sie lieberhaupt nicht mehr bändigen können.“

Der Lehrer 3 an einer Volksschule Manne im 3. wolle von Darwin und seiner Lehre nichts wissen. Eines Tages erklärte er den Kindern die Schöpfungsgeschichte, als sich ein aufwacher Junge zum Wort meldete und sagte: „Mein Vater hat mir erzählt, daß wir vom Affen abstammen.“ „Ja“ erwiderte ihm 3., „das kann dein Vater halten wie er will, eure Familienangelegenheiten gehen die Schule gar nichts an.“

In einer Ma'nöder Volksschule fand die Schlussprüfung statt, bei der fast alle Schüler in den Rechenaufgaben übereinstimmend drei Fehler hatten. Wie sich schließlich ergab, hatten die Prüflinge richtig, die Prüfungskommission aber hatte falsch gerechnet. Der Schulpflichter sah sich veranlaßt, folgende lehrsame Erklärung in die Zeitungen zu geben: „Für die von der Prüfungskommission gemachten Rechenfehler bin ich allein verantwortlich, da ich allein die Aufgaben ausgerechnet habe, die übrigens zu den leichtesten Minimalaufgaben gehörten.“

Vor langen Jahren wirkte in einem sächsischen Städtchen der Pastor H. von dem f. A. viele Anekdoten in Umlauf waren. Wenn er im Gesprächsunterricht zum Siebenjährigen Krieg kam, leitete er seine Erzählung stets mit den Worten ein: „Kinder, ihr wißt doch, daß ich aus Koffen komme. Da war mein Vater, Pfarrermeister und Dorfprediger. Nun denkt euch mal: In einem schönen Ausnahmefall war er nach seiner Gewohnheit früh aufgestanden und ging eben mit der Pfeife im Mund vor das Haus, um die Fensterläden zu öffnen. Da kommt plötzlich ein preussischer Husar herangestrenat. Dast wäre meinem Vater vor Schreck die Pfeife aus dem Munde gefallen, doch fohle er sich und fragte: „Am Beruhung, ist Er nicht ein preussischer Husar?“ „Jawohl“, antwortete der Soldat. „Aber um des Himmelswillen!“ rief da mein Vater, „was hat Er denn bei uns in Sachen zu schaffen?“ „Wißt Er denn nicht“, erwiderte der Soldat, „daß heute der Siebenjährige Krieg anheben hat?“ „Dann schweig, der alte Rektor der Siebenjährige Krieg anheben hat?“ „Dann schweig, der alte Rektor der Siebenjährige Krieg anheben hat?“ „Dann schweig, der alte Rektor der Siebenjährige Krieg anheben hat?“

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter, Karlsruhe.

### Pioniere des Proletariats

Sie schmieden die Zeit.  
Sie schwingen den Hammer der Tat.  
Sie trohen den Schicksalsgegnern.  
Sie wehen der Zeit ein besseres Kleid.  
Sie kreuzen ins Brausland die frühesten Saat,  
Ob Blüte auch tragend und pflütern.  
Sie stehen an der Spitze. Sie sind immer vorn.  
Sie sind die Propheten.  
Die weber bitten noch beten,  
Auf den Lippen den Schrei, im Herzen den Jörn,  
Vor dem die Mächte der Finsternis zittern.  
Sie mahnen, belehren, begeistern,  
Die Massen des Daseins zu meistern.  
Sie richten auf. Sie rufen mit.  
Sie sind des Fortschritts Donnerstimm.  
Sie geben Mut den Knechten.  
Sie leihen Mut den Jagenden.  
Sie wirken im Großen. Sie wirken im Kleinen.  
Einer für alle! Alle für einen!  
Sie kämpfen, um alle Schaffenden  
Zu lösen vom Joch der Knechtenden,  
Und ernten oft noch wenig Dank!  
Das ganze Leben lang!

Victor Rastkow!

### Die Ettlinger Schanzen

Von Josef Stöhrer, Ettlingen.

Nach dem Friedensschlusse ging das schwergeprüfte Volk an den Wiederaufbau. Doch nur knapp zwanzig Jahre sollte der Friede währen. Da brach der polnische Erbfolgekrieg über die Heimat herein. Am 10. Oktober 1733 erfolgte seitens Frankreichs die Kriegserklärung an Oesterreich; Deutschland mußte sich zur Neutralität verpflichten. Aber schon am 12. Oktober überschritten die Franzosen bei Kehl den Rhein, belagerten die Stadt, die sich am 28. Oktober ergab. Die Besatzung Kehl's rückte nach Ettlingen ab. Die Deutschen bestanden wiederum wie 1707 diesmal aber die gesamten Linien von Philippsburg bis nach Ettlingen mit 20 000 Mann. Das Hauptkorps stand in der Ettlinger Linie.

Sofort begann der weitere, härtere Ausbau der Ettlinger Linie. Am 25. und 26. Dezember 1733 versammelten sich in Weierheim und Mühlburg 1250 Schanzarbeiter aus den Markgräflich-Baden-Durlach'schen Landen. Außerdem mußte sich aus jedem Gemeinwesen jeder 4. Mann alle fünf Tage zur Ablösung bereit halten. Jeder Schanser hatte seine Lebensmittel selbst mitzubringen, sowie der Bund Stroh, eine Stange, 10 Schuh lang und 6 Zoll dick, um davon „Baraquen“ zu bauen, ferner eine Gabel. Je viermal vier Mann mußten 2 Schaufeln, 1 Pique und eine Haxe stellen. Von Baden-Baden mußten täglich 1250 Schanser antreten, deren Zahl oft auf 1700 anwuchs. Württemberg und das Bistum Speier mußten ebenfalls Schanzarbeiter stellen. Stadt und Amt Weierheim mußten vom 17. März bis zur Einnahme der Linien durch die Franzosen am 4. Mai, also in 49 Tagen, 12 388 Schanzarbeiter kommandieren. Die Arbeiter erhielten täglich 2 Pfund Brot und 12 Kreuzer Lohn. Der landbesitzliche Lohn betrug 24 Kreuzer. Eine Substitution, die 16 Punkte umfaßte, enthielt die Vorschriften über Gehilfen und Wächtern der Osmänner, der Arbeiter, Auswahl des Arbeiterpersonals, die Kontrolle bei der Arbeit, Abföhnen und Erkrankungen.

Die Bevölkerung mußte ungeheure Opfer bringen. Außer der Arbeit an Linienbau, der Vernichtung des Waldes auf vier Generationen hinaus, die kirchbare Verbeerung der bebauten kultivierten Felder, mußten die gesamten Häuden der Oberrheinischen, Holz, Bausteine, Krankentransport geleistet werden. Allein Baden-Baden leistete 21 844 Kubren. Außer diesen Kosten mußten die Kreis- und Reichstruppen, die sich in Ettlingen und den Dörfern in den Winterquartieren wohl sein ließen mit ihren sehr anpruchsvollen Befehlshabern und Offizieren verpflegt werden. An der neuen Ettlinger Linie wurde vom

26. Dezember 1733 bis zur Einnahme durch die Franzosen am 4. Mai 1734 ununterbrochen gearbeitet. Insofern wiesen die Linien Neuerungen auf, als einige Stützpunkte, im Gegensatz zu den im Jahre 1707 erbauten, wesentlich verstärkt wurden, so bei der Johannesbrücke, bei der Ziegelhütte in Ettlingenweiler, auf den Gebirgshöhen bei Schlutenbach und Speier am Ausgange des Bierbaches, sowie bei der Errichtung von Brückenköpfen, Redouten und Schleusen bei Grünwinkel und der Appenmühle. Stark ausgebaut und mit Geschützen versehen war Scheibenhart.

Außer diesen Befestigungen wurde Ettlingen weiter stark verschanzt. So wurde eine weitere Linie erbaut, die etwa bei Wolfshausen begann, über die Höhen der Schwiasquelle zog und bei Ettlingenweiler in die Linie beim Bierbach einmündete. In den Ettlinger Linien lagen 7 Bataillone, 4 Grenadierkompanien und 11 Schwadronen, im gesamten 6 500 Mann. Ungeheure Holzmassen wurden zum härteren Ausbau der Feld- und Waldschanzen, Wälle, Gräben, Blockhäuser und Verhaue benötigt. Für große und kleine Kutben, Schwelen, Klöße, Pfosten, „Scheitelschilde“ Eichen — „Armschilde“ Eichen waren 336 000 Stück Eichenholz erforderlich. An Forstholz allein 710 800 Fußhain, 300 Karle, große Forlen, 4 980 Klafter Brennholz (das sind 19 920 Ster Holz) im Gesamtwerte von 163 617 Gulden. (Ein Gulden = 1,71 M.) Außerdem wurden gänzlich ruiniert 101 Wälder, 1 886 Morgen Ackerland, 262 Morgen Wiesen, und 25 Morgen Reben. Eine amtliche Schätzung ergab überschüssig, „demals Inframenti Notaribus der unpartheiischen Taxation nach im landläufigen Preis von 246 040 Gulden“ (Urkundlich).

Ende März 1734 versammelten die Franzosen 50 000 Mann, aus ihren Winterquartieren kommend, und überschritten bei Kehl und Stollhofen die deutsche Grenze. Die Franzosen durchzogen nicht die starke Ettlinger Schanzen, sondern machten den berühmten Umgehungsmanöver und entzündeten in der Frühe des 3. Mai einen Vortrupp von 750 Grenadieren, 960 Dragonern, 50 Süraren und 300 Gens-d'Armes bei Malisch über das Gebirge nach Speier, wo es mit württembergischen Dragonern zum Feuergefecht kam, bei welchem es 40 Tote gab. Vom 5. Mai bis zum 19. Juni belagerten diese 2000 Franzosen die Stadt Ettlingen. Die Deutschen hatten nun die Franzosen im Rücken und räumten teils ordnungsgemäß militärisch, teils fluchtartig die starken Ettlinger Linien. Die gewaltigen Opiere materielle Art waren umsonst gebracht. Die französische Hauptarmee, welche zwischen Iffesheim und Sandweier Feldlager bezogen hatten, marschierte am 3. Mai über Kallat, Malisch, Dürmersheim nach Mörch, wo sich das „Hauptquartier“ befand. Der Marsch der 50 000 Soldaten dauerte von morgens 6 Uhr bis nachmittags 4 Uhr.

Schon am 5. Mai gab das französische Hauptquartier Befehl, daß die Linien bis zum 10. Mai eingemoren sein müssen. Baden und Durlach sollten täglich 1000, Württemberg 3000 und Speier 1700 Schanzarbeiter stellen. Weber die Anzahl der verlannten Arbeiter noch Termine wurden eingehakt. Es scheint, daß das Volk müde erschöpft, totmüde war und ihm alles gleichgültig schien, was aus der Nichtbefolgung von militärischen und behördlichen Befehlen an Elend, Jammer und Verzweiflung noch kommen möge.

Kriegskontributionen, Konzessionsgelber, verwüstete und vernichtete Felder und Wälder, Verpflegung der Soldaten und Offiziere, Beiträge für Kreis- und Reichstruppen, Gefälle und Steuern brachten die Gemeinden fast an den Bettelstab. Der Linienbau von 1733/34 kostete nach archivalischen Studien ohne Berücksichtigung des Bodenwertes, die Markgrafschaft Baden-Durlach 190 000 Mark, Baden-Baden 467 000 M. Diese furchtbaren Opfer mühen gebracht werden. Außer kleinen Geplätzen südlich und nördlich der Ettlinger Linien, dann allerdings große militärische Versammlungen der Kreis- und Reichstruppen, die sogar bis zu 80 000 Mann betragen, hat sich an kriegerischen Ereignissen nichts abgepielt. Und trotzdem wird mancher schwere Fluß, Vermischung in den Linien gefallen sein.

Noch einmal lebten die Linien im Jahre 1735 auf, als Prinz Eugen Befestigungen in Anlehnung an die vorhandenen wieder ausbauen ließ, die allein der Markgrafschaft Baden Kosten im Betrage von 34 648 Gulden erforderten. Eine wesentliche Neuerung war die Möglichkeit der Zündaktion (Ueberschweimmung), weshalb eine ganze Anzahl Deiche und Schlenen einbaut wurden. Mit dem Steuen der Ab, des Marksch Lanzgraben, des Seegrabens, der Pfanz, des Saal, Kriens- und Kriensbaches, konnte die gesamte Rheiniederung von Malisch bis Kellig auf eine Breite von 500—800 Schritten unter Wasser gesetzt wer-

den. Das geschah am 15. Juni 1735 durch Prinz Eugen, um den Franzosen den Belagerungsturm bei Wilkopsburg unmöglich zu machen. Sinter diesem Ueberflugsgebiet lagen Derronalb, Trauenalb, Eitlingen, Durlach, Bruchsal, Ulmstadt, Stettfeld, Kagenbrüden, Roth, Sodenheim und Reiff. Aber auch diese Verleibungswerte kamen nicht mehr ins Feuer. Der Präliminartriede wurde am 3. Oktober 1735 zu Wien unterzeichnet.

Der aufmerksame Naturfreund wird bei seinen Wanderungen manchen Wall und Graben erkennen. Wenn er ruhet und sitzt an den mit Moos und Heidekraut überwachsenen Wällen oder im Schatten buschiger Büsche, Eichen und Tannen, so möge er die Reize der Bewohner vergangener Epochen durchdenken. Mögen all die Wandereroffnen Kämpfer werden im Bunde der nach Freiheit, Frieden und Völkerverständigung ringenden sozialistischen Kulturgenossenschaft.

Die alten zerfallenen Wälle und Schanzen sollen aber Mahnung und Warnung sein, alle geistigen und irdischen Kräfte im Dienst des wahren Kulturfortschritts, der Arbeit und des Friedens zu konzentrieren und zu sammeln.

## Die Banknote

Novelle von Henry Barbaque.

(Berechtigter Uebersetzung von J. Kunde.)

Am Saume der weiten, düsteren Ebene, deren Farbe irgendwie an abgetragene Kleider gemahnte, verschwand ein kleines Haus im Nebellicht.

Zuletzt blieb nach dem Großvater. Gleich einer Rose übertraue ihr hübsches Gesicht den morrischen, hier und da mit Moos bewachsenen Baum, den die Dämmerung so dunkel färbte, als wäre ein Platzregen darauf niedergegangen. Alle Tage kam der Großvater von jener Seite, wo die Eichen der Stadt ihre feine Schrift auf das Gelb des Sonnenunterganges zeichnen.

Vor Freude zitternd erwartete auch Turko den Herrn, und sein schwarzer Knecht, auf den die Schleier des Abends nur den Ausdruck der Liebe erkennen ließen, wendete sich von Zeit zu Zeit nach dem hübschen Mädchen.

Da bemerkten sie und der Hund den alten Mann unter der Arbeiternge, die aus den Vorstädten herauströmte.

Mit großen Schritten kam er, gestützt auf seinen Stock, und mit dem Fuß auf dem Boden schlagend.

Er schloß die Enten in die Arme, ohne seine laute Freude zu dämmen. Drinnen in der niedrigen Stube, wo Turko sich um ihn zu versickeln suchte, zwinkerte er mit den Augen, flüchte vor Vergnügen und schlug mit der Faust so beständig gegen die Tischplatte, daß das klappernde Fenster klirrte. Endlich sagte er: „Hier hast du!“ und warf mitten auf die Erde einen Tausendfrankenstück.

„Da sind 1000 Franken. Jetzt kannst du den großen Plaqueur heiraten. — „Ach“, rief Zulette freudbetäubt. „Großvater, wie hast du das zustande gebracht?“

Der Alte blinzelte listig drein. „Nun, er hatte Ueberstunden gemacht. Franken um Franken geparkt. Das hatte Zeit gekostet, verdamm! Aber was! Das Geld war da; man schmelzte es nie-mand. Die Kleine konnte Plaqueur heiraten. Der Hosenfuß brauchte nämlich 1000 Franken, um Kose, die Kette abzuholen.“

Den ganzen Abend sprach man von Plaqueur, der zwar keinen Mut besaß, aber ein schöner Mensch war — sehr und Glüd bedeutete.

Am anderen Morgen, als der Alte fort war, sagte Zulette zu Turko, während sie den Haushalt besorgte: „Ich bin zufrieden.“ Turko verstand sich auf diese Art vertraulicher Mitteilungen. Er witterte das Glüd, dieses edelste Parfüm, (nur die Hunde sind würdig, es wahrzunehmen). Sie erzählte ihm, daß sie mit dem großen Plaqueur glücklich sein würde, da dieser nun sein Verderben, die Kose, dieses Anhängsel, los wurde. Ohne die tausend Franken — was wäre geworden?

Sie sang, betrachtete sich im Spiegel und leate um ihren Hals ein blaues Band. Turkos Augen folgten ihr treulich. Er nahm von allem, was sie sagte, etwas in sich auf. Einst jung wie sie, war er jetzt noch älter als der Großvater. Das schwarze Fell war durch die Jahre häßlich geworden, sein Rücken so verranzelt wie eine Kiblerband. Aber Zulette war stolz auf seine schönen kastanienbraunen Augen, die ihr mehr und mehr ins Herz zu bilden verstanden.

Sie zeigt ihm den Tausendfrankenstück, dessen Vorhandensein die Lage der Dinge verändert. Rasch legt sie ihn, für Turko unerschütterlich, auf den Deckel der Salsmebe, die sehr hoch neben der Tür hing. Dann plauderte sie von anderem, trällerte, liebäugelte mit dem Spiegel.

Während der Frühstückspause trieb es sie ans Gartengelände, sie hoffte vielleicht Plaqueur vorübergeben zu sehen, der draußen an der Beschönerung der Straße arbeitete — sie wollte es ihm verkünden.

Ein lo heftiger Windstoß traf sie, daß sie stehen bleiben mußte. Unmöglich, daogen anszukommen. Wind wehte der Sturm ihre Haare um ihr niedliches Gesicht; der dünne Rock schmiegte sich an den zarten Wuchs ihres Körpers.

Der Zaun schwankte. Das magere Bäumchen in der Ecke stand gebeugt da wie ein vom Unglück Betroffener. Und die Bö hatte die von ihr angelehnte Haustür weit aufgerissen; durch die Scheiben sah man das Platten der vom Sturm hin- und hergeworfenen, baumwollenen Vorbäume.

„Turko“, rief sie „wo stehst du?“

Er war an der Schwelle geblieben und spielte mit einem Stückchen Papier.

Eine Ahnung durchschauete sie. Sie stürzte auf ihn zu. Bei ihrem Anblick schnappte der Hund nach dem Papier, verschlang es, dann äugte er sie beruhigt an.

Beruhigt wachte sie ihn, riß seine Kiefer auseinander; ihre Finger griffen in das kleine Maul, das er leckt, so weit als er konnte, hinne. Nichts mehr da!

Sie ließ ihn los, brach in Tränen aus, kief, die Hände ringend, im Zimmer auf und ab, während Turko es für seine Pflicht hielt, sie scharf zu beobachten, um sich keine ihrer Bewegungen entgehen zu lassen.

Ach, sie mußte wohl, was bevorstand. Der Großvater konnte jede Minute heimkehren; es war keine Zeit. So wie er es erfuhr, würde er Turko töten, um den Geldschein wieder zu erlangen. . .

In solchem Falle gibt's kein anderes Mittel. Man muß das; ihm etwas eingeben, rüßt nichts. Man muß das Tier töten, und zwar sofort.

So, der Alte, der entschlossen und hart gegen andere war, würde mit Turko gleich ein Ende machen. Mit dem Tod oder einem Messer. Anbilden würde er ihn, dann wiedererschlagen, erwürgen und den armen Körper nach dem Schein durchwühlen.

Sie richtete sich plötzlich auf, erschüttert wie noch eben vom Sturm. Schritte nahen, der Großvater dog aufs Haus zu. Der schöne Plaqueur kam mit und man hörte sie lachen.

Ganz außer sich sah sie auf Turko, und betrachtete sie mit seinen braunen, verwunderten Augen, welche seine ganze Güte offenbarten.

Freudig traten die Männer ein. Sich aufredend, als wollte sie ihnen den Weg verberren, sammelte sie ängstlich, weinerlich, den Blick zu Boden schlagend:

„Großvater! Großvater! Das Geld. . . Ich war auf die Straße gegangen. . . mit Turko. Während der Zeit sind Leute eingedrungen. . . haben das Geld gestohlen. . . Ich sah sie fliehen.“

Die Weiden stießen einen rauhen Schrei aus, blieben vor Schreck wie angewurzelt stehen.

Der Großvater wurde blaß und warf sich jammernd — kein Atem ging, Kohnisse wie eine Maschine — auf einen Schmel, während der schöne Plaqueur nach seine Haltung ganz und gar verlor und von einem Fuß auf den andern trat.

„Zeigen Sie“, saate er endlich mit seiner wohlklingenden, tiefen Stimme, „aber — aber —“

Er zog ab, ohne seinen Satz zu vollenden, ohne die Weiden noch eines Blickes zu würdigen.

Als er verschwunden war, wogte Zulette nicht, sich dem Großvater zu nähern, der noch immer wie betäubt daß. Aber sie trat zu Turko, und inständig streckte sie ihre Arme nach ihm.

Der Hund richtete sich an ihr empor, mit den Pfoten auf ihrer Brust. Sie drückte ihn fest an sich, befeuerte ihre in Tränen schimmernden Augen auf ihn, aus deren tiefem Schmerz sich der Gedanke löste: „Ich hatte dir doch das Leben versetzt!“

Eine Träne Zulettes rann über das Haupt Turkos. Er fühlte, wie ihr Blick ihn traf. . . Und antwortete mit einem Ton, der sich wie ein kurzes Klagelaut anhörte. Er antwortete ihr auch mit der wobligen Wärme seines Blicks an den Busen des jungen Mädchens anschmiegender Kopfes. Dann blickte er zweimal und sagte nichts mehr. Als ein großes Hera — das er war — fand er das alles ganz einfach.

## Von Papageien, Affen und Hunden

Betrachtungen über die Sprache der Tiere.

Von Dr. Hanns Meyer, Bremen.

Jeden Tag begrüßt mich Lora — ein Graupapagei — mit einem freundlichen „Guten Morgen“. Auch ruft sie mich mit Namen und weiß manderlei Sprüche aufzusagen. Und doch zweifle ich an einem wirklichen Sprachverständnis von Lora. Die Papageien besitzen eine außerordentliche Begabung für Nachahmung menschlicher Laute und Wörter. Wenn sie danach aufgelegt sind, plaudern sie stundenlang ein höchst amüsanter Potpourri von Tönen, Ausrufen, Sätzen. Sie wenden die gelernten Worte auch nicht selten verblüffend richtig an. Ebenio häufig zwar geben die gefiederten Freunde Veranlassung zu höchst komischen Situationen, indem sie ihre Gelehrtheit an falscher Stelle auspacken. Es bleibt trotz aller Plauderlust bei den Papageien doch zweifelhaft, ob sie die gelesenen Wörter auch wirklich verstehen, nämlich ihrer Bedeutung, ihrem gedanklichen Inhalt nach. Ein lausfähiger Vogelzüchter und bekannter Vogelkundler, der Danziger Fritz Braun ist der Ansicht, daß die Papageien alles Gesäß Stimmungschaft und nicht befristet verwenden. Und ein anderer Tierpsychologe, der Herausgeber des neuen Brehm, Prof. zur Strahlen, meint kurz und bündig: die Papageien können nicht sprechen im menschlichen Sinne, sie verstehen die Bedeutung der von ihnen nachgeahmten Wörter nicht und sind nicht imstande, Sätze zu erfinden und zu gliedern. Demnach wäre die Sprachfähigkeit lediglich eine Folge äußerer Dressur. Einem Vogel wird z. B. immer und immer wieder beim Vorgeben zugerufen: „Auf Wiedersehen“, nach einer gewissen Zeit erreicht dann seine Nachahmung diese Lautreihe auf und wiederholt sie von sich auch besonders dann, wenn die äußeren Umstände, unter denen er die Worte gelernt hat, wiederkehren, also hier beim jeweiligen Vorgeben seines Herrn. Tatsächlich wird ja

auch auf diese Weise den Papageien des Sprechen beibracht. Scharf man beispielsweise einen Kanari bei dem Vorhalten eines Glühendes Auer immer das Wort Auer vor, so ruft er schließlich „Auer“, wenn er dieses Nachwort sieht, ja unter Umständen auch, wenn er es wünscht. In dem letzten Falle muß zwar angenommen werden, daß der Papagei allmählich auf die Bedeutung des Wortes „Auer“ gelernt hat. Also so ganz einfach seien: Papageien seien lediglich eine Art lebendiger Grammophon, die mechanisch wiedergeben, was der Mensch in sie hineinspricht, hat, geht doch wohl nicht an. Ein großes eigenes Leben darf man ihnen indes nicht antzauen, ihr Ausdrucksvermögen ist in der Hauptache beschränkt auf Empfindungen der Freude, des Schmerzes, der Liebe, das Jorues, eben auf S t i m m u n g e n im weitesten Sinne des Wortes, die ja auch dem Gewissler und Gesang anderer Vogelzugrunde liegen. Ein sprechender Papagei wird von seinem Besizer geliebt wie ein Kind, das aus plötzlich Worte sagt, deren Sinn ihm zumest verschlossen ist, die es irgendwo aufgechnappt hat und nun in der drockigsten Weise an den Mann bringt. Der Unterschied ist nur, daß ein Kind sich zu einem selbständig denkenden und sprechenden Menschen entwickelt, während ein Papagei loszusagen immer Kind bleibt. Papageien, wie alle Vögel, sind letzten Endes dem Menschen weienstrem, was ihnen an Intelligenz fehlt, ersetzen sie durch Triebe, durch Instinkte. Ein Sprechen im menschlichen Sinne kann man deshalb kaum von ihnen erwarten.

Wel näher stehen dem Menschen die Affen, besonders die hochentwickeltesten Menschenaffen, vor allem die Schimpansen. Alle Affen besitzen menschenähnliche Stimmorgane; zwar sprechen sie nie wie die Papageien dem Menschen ein Wort nach, aber — so sagt der Amerikaner Garner — „das haben sie auch nicht nötig, sie haben ja ihre eigene Sprache“. Dieser amerikanische Forscher hat sogar eine „Grammatik“ der Affensprache geschrieben. Über trotz aller Mühen, die Herr Garner sich mit der Erforschung der Affensprache gemacht hat, indem er die Affendüne im Grammophon aufzufangen hat, und dann die Affen wiederum aus dem Grammophontrichter mit ihren eigenen Lauten angedeutet hat, ist unsere Kenntnis von der Konversation dieser Tiere noch recht dürftig. Ja, es besteht auch wenig Aussicht, daß sich das in Zukunft bessern wird. Die Affen — jodelt ist sicher — verfügen wohl über eine Anzahl von Vokalnoten, aber diese bezeichnen keine Gegenstände, sondern immer nur Gemütsbewegungen; es sind immer nur Freudensöhre, Schreilaute, Warnrufe. Die verschiedenen Affenarten haben für dieselben Affekte verschiedene Lautgebungen. Die Kapuziner-Affen z. B. kennen neun Laute, von denen einige durch verschiedene Betonung zwei oder drei Bedeutungen haben. Unter-einander verstehen sich die Affen sofort, läßt man etwa durch ein Grammophon einen Laut erklingen, der für die Affen einen Schrecklaut darstellt, so wenden sich sämtliche Tiere umgehend zu schleuniger Flucht; läßt man dagegen ihren Freiston erklingen, so eilen sie herbei, um auf Futter zu warten. Bringt man verschiedene Affenarten zusammen in einen Käfig, so verstehen sie sich zuerst nicht untereinander, deuten die Laute falsch und kommen leicht in Streit. Erst allmählich lernen sie die verschiedenen Signallaute in ihrer richtigen Bedeutung kennen. Aber niemals bezeichnen sie mit einem bestimmten Laut einen bestimmten Gegenstand, niemals kommen sie auf den Gedanken, etwa die von ihnen als Vederbissen geschätzte Banane durch einen gewissen Ton zu benennen, immer lassen sie nur ihren Freistön hören. Ein Gebrauch von Wörtern, wie wir Menschen sie üben, ist ihnen fremd. Sie begnügen sich mit Kundgebungen und Drohungen, Mahnungen, Warnungen, Liebesbetuerungen, Eiferfuchtsanmündungen, Furchtensfindungen. Unter-schieden werden die Lautgebungen in der Regel durch ein höchst bewogliches Mienen- und Gebärdenpiel, das zum Teil andere Bedeutung als beim Menschen hat. Kopfnicken ist z. B. bei den Papagen ein Zeichen des Jorns. Beim Schimpansen bedeutet Vorhalten des Armes in gebeugter Stellung eine Bitte um Mitleid oder Verzeihung. Unterdrücken mit Aufheben des Leibes, den man auch bei Schimpansen nicht gern nennt, dient als Zeichen freundschaftlicher Untergebenheit. So wird Weinen durch ein dumpfes u ausgebrüdt, ä gilt als Warnton, bei Furcht werden ganz hohe iiii-Laute ausgestoßen.

Natürlich haben die Sprachwissenschaftler viel darüber disputiert, wie weit die menschliche Sprache schon bei den Tieren vor-bildet ist. Max Müller, der bekannte Sprachforscher, ist schnell mit dieser Frage fertig, wenn er sagt: kein Tier spricht. Das ist richtig, soweit es sich um die artikulierte Sprache des heutigen Menschen handelt. Aber trotzdem muß doch auch diese sich entwickelt haben, denn daß der Mensch aus tierähnlichen Vorfahren hervorgegangen ist, ist trotz des amerikanischen Affenprozesses der Wissenschaft keine Frage mehr. Wie nun der Mensch im einzelnen zu seiner Sprache gekommen ist, wissen wir nicht, nur daß die Vorklämer des Menschen sich ähnlicher Lautgebungen wie viele Tiere zur Mitteilung von Gemütsbewegungen bedient haben, ist wohl sicher. Noch heute erinnern an diese Stufe der Menschwerdung die unartikulierten Laute, die jeder von uns einmal bei plötzlichen Gemütsausbrüchen ausstößt. Vielfach zwar werden wir auch solche Ausrufe und Ueberreizungsstöße in wortähnliche Lautgebungen: etwa „Oh“, „au“, „de“, „ha!“ Aber da liegt eben die Grenze zwischen Tier und Mensch: das Tier kommt nirgends von sich aus über diese Stufe der Affektlaute hinaus, während der Mensch als einseitige Lebewesen Wortzeichen für Gegenstände und Gedankenfindungen erfindet und anwendet.

Man beachte auch einmal, was die Hunde durch ihre Laute ausstrahlen. Schnell kann freudiges Wollen in warnendes, drohendes Knurren übergehen, dieses verwandelt sich in zorniges, böles Klaffen, wosu beim Weihen noch Jammerschaft wütere Laute kommen können. Die Hundesprache steht immer im Dienst der Kund-

gebung von Gemütsbewegungen, von Stimmungen, überbaut sie ihnen zukommen. Die konnte beobachtet werden, daß Hunde sich über Dinge ihrer Umwelt, über lockige Zusammenhänge verständigen. Das Wollen ist Ausdruck subjektiver Empfindungen, es wird niemals benutzt, um Begriffe, Sachbezüge mitzuteilen.

Uebrigens wird vielfach angenommen, das Wollen des Hundes sei eine Nachahmung der menschlichen Stimme: Wölfe bellen nicht und lernen es nur hier und da von den Hausunden. Aber wir wissen heute, daß auch Wölfe bellende Töne ausstößen, ja es konnte festgestellt werden, daß dem Wolf zehn verschiedene Stimmlaute zur Verfügung stehen, von denen allein die Hälfte Geübte der Mut ausdrücken. Das Hundegebell ist ein Erbeil der wilden Vorfahren, des Wolfsbluts, nur daß der Hund seine Stimmittel häufiger anwendet, da er nicht mehr wie der Wolf in der Wildnis Gefahr läuft, sich zu verraten. Auch hat der Hund im Zusammenleben mit dem Menschen gelernt, durch sein Wollen mannichfacheren „reudenschaftlichen Ausdrück zu verleihen.

Alle Verständigungsmittel der Tiere lassen sich schließlich dahin zusammenfassen: Tiere verstehen auf die verschiedenste Weise, durch Töne, Gebärden, das, was sie gefühlsmäßig erregt, also Lust und Leid, Scherz, Liebe, Eiferfuch, Jor und Furcht den Artgenossen zu übermitteln. In dieser Affektsprache bieten die Tiere immer neue Anregungen zu Beobachtungen; und zu liebevoller Verlenkung in die Tierseele. Sieht man in solchen Rundgebungen von Gefühls-auständen die Anfänge der Sprache überbaut, so besitzen die Tiere wohl die Elemente der Sprache, aber zu sprechen im menschlichen Sinne vermögen sie nicht, denn nirgends finden wir bei Tieren ein Ueberbrigen der Stimmung, in die ein Gegenstand ist verfest, zur Mitteilung des Gegenstandes selber. Tiere sind eben keine Menschen, sie stehen der ganzen intellektuellen Entwicklung des Menschen fern, die krummen Wege des Verstehens und der sprachlichen Dis-kussion sind ihnen fremd, Gott sei Dank — wird der edle Tierfreund sagen, denn gerade die instinktivere, durch feineres Reflektion, keinen Wort- und Begriffsfaht gekörte Gefühlsheit des Tiercharakters zieht ihn an, wenn er die unzuverlässige, komplizierte Welt menschlichen Geistes satt hat.

## Karl Linné

Zum 150. Todestage des großen Botanikers

Am 10. Januar 1728 sind es anderthalb Jahrhundert her, seit der bahnbrechende und umfossende Naturforscher aus Schweden die Augen schloß. Wie noch manch anderer große Geist, schien auch Linné anfänglich zu einem Schicksal bestimmt zu sein, das mit der späteren Lebensbahn wenig gemein hat. Der Vater Linné's, ein armer schwedischer Landpfarrer, gab nämlich seinen Sohn Carl einem Schuhmacher in die Lehre. Nun hätte der Junge zwar gewiß ein anständiges und ehrames Handwerk gelernt, das ist sicher, aber das spätere Leben hat gezeigt, daß er noch anderes vermochte. So war es denn ein bedeutames Schicksal, daß ein Göttinger ihn zu sich nahm, und ihn zu Land und Upala Medizin und Naturwissenschaften studieren ließ. Dies tat Linné denn gründlich; schon als Zwanzigjähriger machte er im Auftrag der Regierung eine Forschungs-reise nach Lapland, hielt zu Salun mineralogische Vorlesungen, und ging dann nach Uppsala, wo er die Bekanntheit einiger berühmter Gelehrter seiner Zeit machte und durch deren Vermittlung die Aussicht über den großartigen Pflanzengarten des Ministeramter Bürgermeisters und Bankiers Clifford übertragen bekam. Mit Empfehlungen seiner Freunde reich ausgestattet, begann Linné sich sodann nach England, wo er allerdings keine freundliche Aufnahme gefunden hat.

Damals, in Holland, legte Linné den Grund zu seiner Re-orm der Pflanzenkunde. Bislang herrschte auf diesem Gebiete noch ein wüstes Durcheinander und allgemeine Unsicherheit, insbesondere was die feste Umgrenzung der Pflanzenarten und Gattungen und deren klare Benennung betrifft. Die Bestrebungen Linné's in dieser Richtung führten ihn dazu, alle Pflanzen in ein System zu bringen, nachdem er sie vorher nach einem für die damalige Zeit ganz neuen Gesichtspunkte zusammengedrängt hatte. Er begann das wichtigste Werk für ein wissenschaftliches Pflanzen-system zu berücksichtigen, nämlich die 1694 von Comenius entdeckten Geschlechts- und Sexualorgane der Pflanzen, worunter man die Staubgefäße und „Stempel“ zu verstehen hat.

So schuf Linné ein System von 24 Klassen, das trotz seiner jetzigen wissenschaftlichen Wertlosigkeit bis auf den heutigen Tag als bequemes Mittel, den Namen irgend einer Pflanze zu erfahren, sich bewährt hat. Schon als 23jähriger Jüngling hatte er die Entdeckung seines Systems begonnen. Rubbed, Professor in Uppsala, um ihn Vorlesungen abhalten zu lassen. Endlich, 1742, wurde Linné Professor seiner Wissenschaft zu Uppsala und entwickelte eine enorme Bechtätigkeit. Durch seinen Ruhm verdreifachte sich die Zahl der Studenten, und seine in der Folgezeit verfassten botanischen Werke genossen in der Gelehrtenwelt das höchste Ansehen und anziehen es zum Teil heute noch.

Freilich waren Linné's Jünger bald „päpstlicher als der Papst“ und schworen auf ihres Meisters Ansichten noch, nachdem dieser selbst sich korrigiert hatte. Denn niemand als Linné selbst war efriger bemüht, sein Werk stets weiterzubilden und, wo nötig, zu verbessern. Er hat des Älteren dasjenige Ziel als das erstrebens-werteste bezeichnet, das etwa hundert Jahre später Darwin erreicht hat, nämlich ein System der natürlichen Verwandtschaft aller lebenden Dinge. Trotzdem fand Darwins Neuorganisation der lebendigen Reiche den härtesten